

In dankbarer Erinnerung
an meinen medizinischen Doktorvater
PROFESSOR DR. MED. WOLFGANG JACOB (1919-1994)

EIN AKTUELLER RÜCKBLICK

In diesem Rückblick rund 50 Jahre nach Verfassen meiner Doktorarbeit ver-
lasse ich mich nicht auf Publikationen, Archivalien oder anderweitigen
Zeugnisse, sondern auf mein Gedächtnis – wohl wissend, dass dieses die Ver-
gangenheit immer mitgestaltet, ja gewissermaßen neu erfindet. Historiker
kennen das Problem: Nichts kann manchmal irreführender sein als die *oral
history*, weshalb sie sich hüten, Augenzeugenberichte schon für bare Münze
zu nehmen. Gleichwohl ist es reizvoll für mich, meinen Erinnerungsspuren zu
folgen. Sie führen in jene Zeit zurück, als ich an meiner Dissertation arbeitete.
Dies geschieht hier nicht zum ersten Mal. Ich kann auf zwei bereits veröffent-
lichte Texte zurückgreifen, die ich im Folgenden zu einem Gesamtbild ver-
knüpfe.⁷²⁸

728 Zum einen stütze ich mich auf meinen Buchbeitrag »Erinnerungsspuren. Ein per-
sönliches Nachwort«, in: Ralf Forsbach: *Die 68er und die Medizin. Gesundheits-
politik und Patientenverhalten in der Bundesrepublik Deutschland (1960-2010)*,
Göttingen 2011 (Medizin und Kulturwissenschaft: Bonner Beiträge zur Ge-
schichte, Anthropologie und Ethik der Medizin; Bd. 5), S. 237-244; zum anderen
auf meinen Artikel »Erinnerungen an meinen Doktorvater Wolfgang Jacob« in
Mitteilungen der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft Nr. 38 (2020) zum Thema

Die 68er »Bewusstseinsweiterung«

Es ist sicher richtig, dass die Medizinstudierenden – damals bezeichneten wir uns noch ganz gender-unsensibel als Medizinstudenten – eher eine marginale Rolle bei der 68er Studentenbewegung spielten und ihre Widerstände gegen die »Revoluzzer« stärker als in anderen Fachbereichen waren. Gleichwohl standen medizinische Themen regelmäßig im Brennpunkt der allgemeinen politischen Debatten: die Menschenwürde und ihre verbrecherische Missachtung; die Gesundheit ruinierenden und Leben vernichtenden Folgen von Krieg und Massenelend; die entfremdete, Leib und Seele zerstörende Arbeit im »Kapitalismus«; die krank machende Fremdbestimmung der Heranwachsenden und Unterdrückung ihrer Lebendigkeit nicht zuletzt auf sexuellem Gebiet. Zudem ist die Bedeutung der »Krankheit« als allgemeine Metapher im Diskurs der 68er kaum zu überschätzen. Sie erklärte die »(spät)kapitalistische« Gesellschaft zu einer kranken Gesellschaft, die nur durch radikale Umgestaltung, ja durch eine Revolution zu heilen sei. In den quasi religiösen Heilsversprechen von manchen politischen Gruppierungen waren – wie zu früheren Zeiten – insbesondere medizinische Analogien virulent.

Als ich im Frühjahr 1966 als 19-Jähriger nach Heidelberg kam, um Medizin zu studieren, lag etwas in der Luft. Der zauberhafte Heidelberger Frühling verhiess nicht nur einen Neuanfang in meinem Leben, das ich bis dahin zurückgesetzt in der Rheinpfalz verbracht hatte. Er ließ subtil auch eine größere Wende erahnen, die sich in zahllosen Diskussionen in meinem Studentenwohnheim an der Bergstraße, in der Evangelischen Studentengemeinde, in der Mensa und anderswo ankündigte. Der Protest gegen die brutale Kriegsführung der

»100 Jahre Wolfgang Jacob«, in: *Fortschritte der Neurologie · Psychiatrie* 2020; 88:211-213.

USA in Vietnam gehörte zu den Schlüsselerlebnissen. Die in den Medien erscheinenden Bilder und Berichte über den Vernichtungsfeldzug mit Napalm-Bomben und »*free fire zones*« rüttelten gerade die Mediziner auf. Erich Wulff (Pseudonym: Georg W. Alsheimer), der als Arzt über seine »vietnamesischen Lehrjahre« berichtete, war schon bald nach Erscheinen seines Buches 1968 ein begehrter Referent bei studentischen Veranstaltungen. Ich habe ihn später in München vortragen hören.

Das große Zauberwort jener Zeit hieß »Bewusstseinsweiterung«, die tatsächlich von anerzogenen Hemmungen im Denken und Handeln ein Stück weit befreite. Es gab eine kurze Zeit, vielleicht zwei oder drei Jahre, in der die bewegten und sich bewegenden Studenten in der überwiegenden Mehrzahl ihr Weltbild, ihren Lebensentwurf und ihr praktisches Verhalten grundlegend änderten und sich für neue Themen öffneten, ohne sich schon einer bestimmten politischen Dogmatik oder gar Vereinigung unterzuordnen. Für meine Heidelberger Zeit bis zum Sommer 1968 – ich wechselte dann zur neu gegründeten Medizinischen Fakultät der TU München – waren zwei »Netzwerke« von großer Bedeutung: Zum einen die intensive und teilweise hitzige Gesprächsatmosphäre im Evangelischen Studentenwohnheim der Keller-Thoma-Stiftung, wo sich zwei Fraktionen miteinander stritten: die Sozialisten auf der einen und die Pietisten auf der anderen Seite, dazwischen die »Scheißliberalen«, denen Glaubenskämpfe *per se* suspekt waren. Zum anderen die manchmal nicht weniger hitzigen Debatten in den Seminaren über psychosomatische Medizin und medizinische Anthropologie im Sinne Viktor von Weizsäckers, die Wolfgang Jacob, mein späterer Doktorvater, kontinuierlich für einen Kreis von interessierten Studenten und Ärzten abhielt. Er wurde für mich zur prägenden Figur jener Zeit, worauf ich noch zurückkommen werde. Hier wurde vor allem Kritik an der »herrschenden« naturwissenschaftlichen Medizin geübt, indem man insbesondere Texte von Viktor von Weizsäcker referierte und diskutierte. Solche seminaristischen Aktivitäten spiegelten insofern Themen der 68er Studentenbewegung in der Medizin wider, als sie sich

mit den Verbrechen von Ärzten im Nationalsozialismus und inhumanen Zuständen in psychiatrischen Anstalten auseinandersetzen und für eine neue Sensibilität der Universitätsmedizin für sozialmedizinische und medizinpsychologische Belange der Krankenversorgung warben.

Die »Gegenwärtigkeit der Vergangenheit« konnte ich während der mündlichen Physikumsprüfung im Sommersemester 1968 erleben. Wir saßen in der üblichen Vierergruppe in einem Arbeitsraum mit hohen und dicht bestückten Bücherregalen. Der Anatomieprofessor fragte uns irgendwann während des Prüfungsgesprächs beiläufig allen Ernstes: »Woran können Sie ab welchem Monat einen Judenembryo von einem normalen deutschen unterscheiden?« Uns Studenten verschlug es die Sprache. Auf diese Frage, die ja in keinem unserer Lehrbücher behandelt wurde, fiel uns natürlich keine Antwort ein. Triumphierend sagte der Professor: »Am Nasenknorpel, ab dem dritten Monat, das ist wissenschaftlich bewiesen.« Er suchte in seinem Buchregal nach der entsprechenden Literatur, die dies belegen sollte, ohne sie jedoch zu finden. Das Thema ließ ihn nicht los. Und so fügte er hinzu: »Sie erkennen den Juden an seinen raffinierten, betrügerischen Handbewegungen. Ich habe kürzlich einen hochintelligenten Juden mit einer ›Eins‹ aus dem Physikum geworfen, weil er unverschämt wurde und betrügen wollte.« Wir waren baff. »Aber Herr Professor«, bemerkte ein Prüfling spitzfindig und provozierend, »man sagt doch, dass auch die Italiener wild gestikulieren und betrügen!« – »Mein lieber Herr Kommilitone«, lautete seine Antwort, »die Italiener machen es aus Spaß, den Juden ist es aber angeboren.«

Als ich zum klinischen Studium im Herbst 1968 an die TU München wechselte, war ich erstaunt über die dortige Ruhe und Behäbigkeit. Befand ich mich im unruhigen Heidelberg doch eher noch in der Rolle des Beobachters, so wurde ich in München durch Mitarbeit in AStA und Fachschaft Medizin rasch selbst zu einem politischen Akteur. Was ich in Heidelberg erfahren und gelernt hatte, konnte ich nun in der »Basisgruppe Medizin« einsetzen, die medizinkritische Analysen und politische Strategiediskussionen miteinander

verknüpfte und durch Flugblätter, selbst veranstaltete Seminare und punktuelle Aktionen versuchte, mit mäßigem Erfolg die Medizinstudenten zu mobilisieren. Ein ständiger Kritikpunkt war das »autoritäre« Verhalten der Ordinarien, dem man mit der Drittelparität in den Gremien beikommen wollte, und deren »Willkür« bei den mündlichen Prüfungen, insbesondere im Staatsexamen. Man wollte »objektive« Leistungskriterien. So erinnere ich mich, wie wir uns voller Eifer und gänzlich unkritisch bei der Testphase der Multiple-Choice-Prüfungen beteiligten, deren Praktikabilität damals in einem Forschungsprojekt für Deutschland erprobt wurde – ohne zu ahnen, welche problematische Folgen diese Prüfungsform für die medizinische Lehre noch haben würde.

Überregional kam es nach und nach zur Ideologisierung der Studentenbewegung, Gruppen bildeten sich, die häufig genug einen sektiererischen Charakter entwickelten und sich um mehr oder weniger charismatische Führerfiguren scharten. Als sich der SDS 1970 auflöste, war auch die Phase der »Bewusstseinsweiterung«, die ich im Heidelberger Frühling so stark empfunden hatte, vorbei. Als »(klein)bürgerlicher Intellektueller« war man mit fragwürdigen Mächtigen-Avantgardisten und ihren Parteikadern unterschiedlicher Couleur konfrontiert: Marxisten-Leninisten, Stalinisten, Maoisten, Trotzisten, wobei mir die Letzteren als offenbare historische Verlierer (bekanntlich ließ Stalin Trotzki im Exil ermorden) noch am sympathischsten waren. Allen war gemeinsam, dass sie sich als selbsternannte Führer der Arbeiterklasse entsprechend gerierten. Im Kommunistischen Bund Westdeutschland (KBW) wurde die »Rote Fahne« aus Peking wie das Evangelium gelesen und in eigenen Publikationsorganen den deutschen Genossen die neuesten Leitlinien vermittelt. Nicht nur die »Kulturrevolution« erschien da in den rosigen Farben, auch die Herrschaft der Roten Khmer in Kambodscha wurde als Akt der Befreiung gefeiert. Man darf sich heute fragen, was aus den damaligen Protagonisten und ihrem Fußvolk geworden ist. Manche haben es in der politischen Klasse (und nicht nur dort) bis nach ganz weit oben geschafft. Das Problem der Kontinuität betrifft nicht nur das »Dritte Reich« und die DDR, sondern

auch solche tonangebenden Fraktionen der 68er politischen Avantgarde – allerdings mit dem großen Unterschied, dass sie (möglicherweise auch zu ihrem eigenen Glück) nie zur Macht gelangen und ihre Dogmatik in die Realität umsetzen konnten.

Was waren die weltanschaulichen Grundlagen? Einen großen Einfluss hatte die Kritische Theorie der Frankfurter Schule. »Erkenntnis und Interesse« (1968) von Habermas war die erste Schrift, die mir ein politisch erfahrener Kommilitone, ein Exilgriecher, zur Lektüre empfohlen hatte und deren Thesen ich mir voller Begeisterung aneignete. Doch schon bald setzten allenthalben die so genannten Kapital-Schulungen ein. Studenten lasen gemeinsam den ersten Band von »Das Kapital« von Karl Marx, um die politökonomischen Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus kennen zu lernen, die dann ungeachtet der historischen Distanz vielfach zur Erklärung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse herhalten mussten. Ich habe mindestens drei unterschiedliche Marx-Rezeptionen kennen gelernt: (1) Eine ziemlich krude positivistische Aneignung der angeblichen Gesetze des Kapitals – vor allem von »Stamokap«-Anhängern gepflegt, die sich vornehmlich an der Lehre des Marxismus-Leninismus sowjetischer Prägung orientierten; (2) eine intellektuell ansprechendere Auseinandersetzung mit dem »Kapital«, wie sie die Marxistische Gruppe (MG) vor allem in München in großem Stil pflegte, bei der die »Kritik der bürgerlichen Wissenschaft« im Mittelpunkt stand; und schließlich, nachdem ich 1972 nach Heidelberg zurückgekehrt war, (3) die akademische Analyse des »Kapital« vor dem Hintergrund der Hegelschen »Logik«, wie sie der Philosoph Michael Theunissen als große Seminarveranstaltung mit Tutorien in Heidelberg anbot.

Außerhalb der ideologisch festgelegten und parteimäßig etablierten Gruppierungen gab es freilich ein großes Anliegen, das bei den 68ern eine überragende Bedeutung hatte: die Zusammenführung von Marxismus und Psychoanalyse, die Kombination von Marx und Freud, um die jeweiligen offensichtlichen Defizite zu beheben. Die Geringschätzung der Subjektivität

durch den Marxismus sollte durch die Psychoanalyse und die Ausklammerung gesellschaftlicher Unterdrückung in der Psychoanalyse durch den Marxismus gewissermaßen geheilt werden. Ich plante zeitweilig sogar eine philosophische Dissertation unter dem Arbeitstitel: »Der Mehrwert und das Unbewusste«, wovon ich dann abrückte, um mich als Mediziner auf die Psychoanalyse Sigmund Freuds zu beschränken. Die Schriften von Wilhelm Reich und Herbert Marcuse rückten rasch in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses und boten sozusagen die theoretische Begleitmusik zur »sexuellen Revolution«, die in diesem Zusammenhang als wichtige Voraussetzung der politischen Revolution angesehen wurde.

Als Stipendiat des DAAD studierte ich 1969/70 zwei Trimester lang an der *University of Glasgow (Royal Infirmary)* – ein wunderbarer Kulturschock für einen 68er Studenten aus Deutschland. Schottland bildete eine Insel auf einer Insel, alles verlief in seinen traditionellen Bahnen. Man hatte gerade die Prügelstrafe in Schulen abgeschafft und im Studentenparlament, zu dem Frauen noch nicht zugelassen waren, imitierten studentische Gruppierungen das Gebaren im *Westminster Parliament*. »Should we join the Common Market?« ist mir als Thema einer großen Debatte noch in Erinnerung. Von Studentenbewegung, Anti-Vietnam-Demonstrationen oder dergleichen keine Spur. Ich war ungeduldig und wollte unbedingt Herbert Marcuses »Triebstruktur und Gesellschaft«, das in Deutschland hohe Wellen schlug, im englischen Original (*Eros and Civilization*) anschaffen. Es war in den Universitätsbuchhandlungen nicht verfügbar und ich hatte nicht den Eindruck, dass außer mir noch irgendjemand an dem Buch Interesse hatte. Es wurde schließlich in London bestellt und traf immerhin schon nach einer Woche in Glasgow ein.

Mit dem Auftauchen des Terrorismus in Form der 1970 gegründeten RAF und dem Abtauchen ihrer Mitglieder in den Untergrund war es mit der Leichtigkeit des Links-Seins vorbei. Aus der in marxistisch-leninistischen Zirkeln nur abstrakt diskutierten notwendigen Gewalt einer Revolution wurde plötzlich blutiger Ernst. Aber die Stimmung in Deutschland war alles andere als

revolutionär, weder bei der Masse der Studenten noch in der Bevölkerung überhaupt. Es kam zur doppelten Isolierung: Die RAF und ihre Anhänger waren innerhalb der allmählich verebbenden Studentenbewegung ähnlich isoliert, wie diese insgesamt innerhalb der nicht-studentischen Bevölkerung. Dies lag nicht zuletzt an der schlichten Tatsache, dass ökonomischer Wohlstand und gute Karriere-Aussichten letztlich idealistische revolutionäre Ambitionen oder gar terroristische Aktionen ins Leere laufen ließen. Die moralischen Proteste, so vernünftig und überzeugend sie auch waren, führten zu nicht immer gewaltfreien Aktionen. Deren Funken konnten aber nicht das Feuer jener Revolution entzünden, über die in romantischen Träumereien spekuliert wurde, ohne sich an bekannten historischen Beispielen die schrecklichen Begleitumstände und Folgen klar zu machen.

Die Jahre bis zum Deutschen Herbst 1977, die ich in Heidelberg verbrachte, waren geprägt von einer diffusen Angst. Der Staat reagierte, wie nicht anders zu erwarten, mit seinen Instrumenten hart und energisch auf den wirklichen oder vermeintlichen Terrorismus. Hausdurchsuchungen, Festnahmen, Verhöre, Telefonüberwachung waren an der Tagesordnung und erzeugten ein Klima der Verfolgung auch bei denen, die mit terroristischen Vereinigungen nichts im Sinn hatten und auch zu stalinistischen oder maoistischen Zirkeln Distanz hielten. Der Verfassungsschutz wurde von vielen Intellektuellen – wir würden heute von »kritischen Bürgern« sprechen – zunehmend als Bedrohung der persönlichen Freiheit und des Rechtsstaats wahrgenommen. Es gab ein Schlagwort, das höchst gefährlich werden konnte, nämlich »Sympathisant« (der RAF). Bestimmte persönliche Kontakte, das Abonnieren bestimmter Zeitungen, die Teilnahme an bestimmten Veranstaltungen, die Unterschrift unter einem Protestschreiben – vieles konnte von den Behörden insgeheim als Indiz gewertet werden. Der »Radikalenerlass« von 1972 unter Bundeskanzler Willy Brandt, der »Berufsverbote« im Öffentlichen Dienst vorsah, sorgte für große Aufregung. Selbst für studentische Hilfskräfte war die »Regelanfrage« beim zuständigen Landesamt für Verfassungsschutz

vorgeschrieben. Sie konnten nur nach positivem Bescheid (im Volksmund: »Persilschein«) von der zuständigen Behörde eingestellt werden. Ich möchte nicht verschweigen, wie ich selbst einmal Bekanntschaft mit dem »Radikalerlass« machte.

Im Juli 1973 ordnete der Bundesgerichtshof (BGH) auf Antrag der Bundesanwaltschaft eine Hirnszintigraphie bei der inhaftierten Ulrike Meinhof an (die ohnehin überflüssig gewesen wäre, wie sich später herausstellte). Da sich diese der Maßnahme widersetzen wollte, sollte die Untersuchung unter Zwangsnarkose durchgeführt werden, was lebensgefährlich gewesen wäre. Eine Erklärung mit Unterschriftenliste kursierte vor der Heidelberger Mensa am Marstallhof, die aus rein medizinischen Gründen gegen die geplante Durchführung der Zwangsuntersuchung Stellung bezog. Sie wandte sich an Medizinstudierende und Ärzte. Als Medizinalassistent setzte ich meine Unterschrift auf das Papier. Offenbar waren die Initiatoren als »Sympathisanten« ohnehin schon im Visier des Verfassungsschutzes, so dass für die Behörde klar war, dass jeder, der unterschrieben hatte, ebenfalls als »Sympathisant« einzustufen sei. Als ich einige Zeit später als Tutor am Philosophischen Seminar eingestellt werden sollte, warteten wir vergebens auf den »Persilschein«. Nachfragen verliefen zunächst im Sande. Schließlich konnte der zuständige Professor (es war Michael Theunissen, mein philosophischer Doktorvater) einen Kontakt mit einem Ministerialbeamten herstellen, der sich nicht festlegen wollte, aber immerhin erfuhr ich so seinen Namen. Ich rief diesen nun selbst an und erklärte ihm, dass ich als Mediziner unter keinen Umständen bei wem auch immer eine Zwangsnarkose zu diagnostischen Zwecken billigen könnte. Im Übrigen sei mir alle Gewalt zuwider und für die RAF hätte ich nie Sympathien gehegt. Nach Wochen des Wartens kam schließlich die erforderliche Bescheinigung ohne weiteren Kommentar. Als ich Jahre später – ebenfalls in Baden-Württemberg – eine Assistentenstelle einnehmen wollte, kam es zu ähnlichem Spiel. Offenbar wurde ich in der entsprechenden

Personalakte immer noch als »Sympathisant« geführt. Glücklicherweise ist das Berufsverbot dann aber an mir vorbeigegangen.

Dieses Klima des institutionalisierten Misstrauens ist heute kaum mehr nachvollziehbar. Der »Polizeistaat« schien vor der Tür zu stehen. Freilich muss dies auch im Kontext des Kalten Krieges und des Eisernen Vorhangs gesehen werden, wo Spionage und Spionageabwehr ohnehin eine große Rolle spielten. Sensible Menschen gerieten dadurch besonders in Gefahr, bei den staatlichen Maßnahmen Realität und Einbildung nicht mehr genau voneinander trennen zu können (was ohnehin vielfach, etwa beim Telefonabhören, unmöglich war) und somit eine Art Verfolgungswahn entwickelten. Behörden konnten in die Privatsphäre eingreifen. So konnte ein Vermieter Besuch von Verfassungsschützern erhalten, die ihm erklärten, dass sein Mieter »Sympathisant« sei und ihm deshalb die Wohnung zu kündigen sei – wenn er sich nicht selbst dem Verdacht aussetzen wolle »Sympathisant« zu sein; ein solcher Ruf sei freilich für sein gut gehendes Geschäft nicht von Vorteil etc. Mir ist keine Studie bekannt, die sich den Schicksalen derjenigen gewidmet hätte, die dieser aufgeheizten Situation, die im Deutschen Herbst ihren Höhepunkt erreichte, zum Opfer fielen. Manches Leben endete im Suizid.

Doch diese düsteren Aspekte der auslaufenden 68er Studentenbewegung waren in meiner Erinnerung keineswegs vorherrschend. Sie wurden sozusagen überstrahlt von Neuerungen, die gerade von den jüngeren Medizinern begrüßt wurden und die man im Sinne der vorliegenden Studie wirklich als »Paradigmenwechsel« bezeichnen kann. Erstmals in der Nachkriegszeit rückten sozialmedizinische Belange in den Vordergrund. Besonders deutlich zeigte sich dies im Aufbau des Rehabilitationswesens, wobei der Standort Heidelberg eine Vorreiterrolle in Deutschland übernahm. »Arbeit und Krankheit«, wie auch der Titel meiner medizinischen Dissertation von 1974 lautet, wurden nun in ihrer gesundheits- und sozialpolitischen Relevanz aufeinander bezogen. Die Eingliederung bzw. Wiedereingliederung von Kranken und Behinderten in das Berufsleben war eine Idee, die in Zeiten des

Wirtschaftswunders und des florierenden Arbeitsmarktes überzeugte und begeisterte. Ähnlich erfreulich waren die praktischen Folgen der Psychiatriereform. Gerade für die »kleinen Fächer« boten sich Chancen: Neue Disziplinen konnten sich etablieren, bereits etablierte wie die Medizingeschichte konnten sich ausbreiten und ausdifferenzieren. Die Missstände in Medizin und Gesellschaft erweckten den Optimismus, sie mit Energie und gutem Willen bewältigen zu können. Die soziale Marktwirtschaft wurde von der überwältigenden Mehrheit der Bürger als funktionierendes Erfolgsmodell wahrgenommen, zu dessen Optimierung nun manche Vorschläge der 68er nützlich schienen.

Die 68er markierten einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel im Westdeutschland der Nachkriegszeit, den man auch im internationalen Maßstab als Normalisierung und Modernisierung beschreiben könnte. In der Medizin kam es einerseits – unabhängig von den 68ern – zu einem wissenschaftlich-technologischen Wandel, und andererseits – beeinflusst von den Ideen der 68er – zu einem Wandel im Verständnis von sozialmedizinischen Parametern, insbesondere im Hinblick auf das Arzt-Patienten-Verhältnis. Besonders manifestierte sich dies in der Psychiatriereform infolge der Psychiatrie-Enquête von 1975, der Integration von »kleinen Fächern« wie medizinische Soziologie und Psychologie, Sozialmedizin sowie dem Ausbau der Rehabilitationsmedizin.

Der Blick der Historiographie ist zumeist auf die herausragenden Akteure und ihre Zeugnisse gerichtet, während eine Untersuchung ihrer Breitenwirkung häufig zu kurz kommt. Bei den Akteuren können wir sowohl krasse Irrtümer als auch richtige Intuitionen ausmachen. Eines ist klar: »Die« 68er hat es so nie gegeben. Es gab aber Grüppchen und Vereinigungen, Einzelgänger und Salonlöwen, Asketen und Hedonisten, die sich auf recht unterschiedliche Weise mit recht unterschiedlichen Vorstellungen und Zielsetzungen gleichzeitig bewegten und betätigten – unabhängig voneinander und doch

aufeinander bezogen. Das macht den 68er Umbruch aus heutiger Sicht so überaus faszinierend.

Wolfgang Jacob (1919-1994), mein Doktorvater

Im Jahr 1974 habe ich meine medizinische Promotion bei Wolfgang Jacob in Heidelberg abgeschlossen. Heute, ein halbes Jahrhundert später, möchte ich mich noch einmal meinem früheren Doktorvater zuzuwenden, der nun schon ein Vierteljahrhundert tot ist.

Über seinen Lebenslauf gibt es nur spärliche Informationen. Hier wäre vor allem der Buchbeitrag von Peter Hahn »Zur Erinnerung an Wolfgang Jacob« (2008) hervorzuheben.⁷²⁹ Es liegt außerhalb meiner Möglichkeit, an dieser Stelle die biografische Lücke zu schließen, und ich muss mich deshalb mit einigen Hinweisen begnügen. Jacob hat als Internist und Tuberkulosearzt in Heidelberg gearbeitet und aufgrund seiner medizinanthropologischen Auffassungen berufliche Schwierigkeiten bekommen. Schließlich war er am Pathologischen Institut unter der Leitung von Wilhelm Doerr gelandet, einem im Goethe'schen Sinne humanistisch gebildeten Forscher. Dort leitete Jacob mit dem Segen des Institutsdirektors die Abteilung für Dokumentation, soziale und historische Pathologie. Diese Bezeichnung lässt den direkten Bezug auf Virchow erkennen, mit dessen sozialmedizinischem Ansatz sich Jacob besonders intensiv befasste. Er habilitierte sich 1967, also im Alter von 48 Jahren, mit einer Schrift über Virchow, auf die ich noch zurückkommen werde. Um 1968/69 erhielt er einen Lehrauftrag für Sozialmedizin bzw. Medizinische Soziologie an der neugegründeten Medizinischen Fakultät der TU München. Die

729 In: Hampel, R., Ritschl, D., Martius, Ph. (Hrsg.): *Kunstreiz. Neurobiologische Aspekte künstlerischer Therapien*, Berlin 2009, S. 33-38.

Hoffnung, dorthin auf einen entsprechenden Lehrstuhl berufen zu werden, erfüllte sich nicht. Schließlich wurde 1972 dort – an Jacob vorbei – das Institut für Geschichte der Medizin und Medizinische Soziologie gegründet.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass mein Doktorvater etwa zur selben Zeit, als ich in Heidelberg mein Medizinstudium aufnahm und ihn kennenlernte, seine Habilitationsschrift publizierte. Sie trug den komplexen Titel: »*Medizinische Anthropologie im 19. Jahrhundert. Mensch – Natur – Gesellschaft. Beitrag zu einer theoretischen Pathologie. Zur Geistesgeschichte der sozialen Medizin und allgemeinen Krankheitslehre Virchows*« (1967). Er habilitierte sich für das Fach Pathologie bei Wilhelm Doerr, wobei ihn der Medizinhistoriker Heinrich Schipperges unterstützte. Im Heidelberger Ambiente des 68er Umbruchs begegnete mir dank Jacob zum ersten Mal nicht nur der Name Viktor von Weizsäcker, sondern auch derjenige Virchows. Erst kürzlich ist mir aufgefallen, dass in der Literatur zu Virchow Sigmund Freuds Name so gut wie nie auftaucht, wie auch umgekehrt in der psychoanalytischen Literatur Virchow keine Rolle spielt (auch Freud selbst erwähnt ihn in seinem gesamten Werk nur ein einziges Mal an peripherer Stelle). Dies hat wohl den einfachen Grund darin, dass man die jeweilige Vorgeschichte ignoriert, die in einer gemeinsamen Ideengeschichte – nicht zuletzt in der romantischen Naturphilosophie – verankert ist. Wolfgang Jacob machte hier eine große Ausnahme: Er schlug am Ende seiner Habilitationsschrift den Bogen von Virchow zu Freud (»Virchow – Krehl – Kraus – Freud«), wobei er gerade in der medizinischen Anthropologie der sogenannten Heidelberger Schule der Psychosomatik (Krehl, Siebeck, V. v. Weizsäcker) Virchows Maxime vom Menschen als »einheitlichem Wesen« aufgehoben sah.⁷³⁰

730 Wolfgang Jacob: *Medizinische Anthropologie im 19. Jahrhundert. Mensch, Natur, Gesellschaft. Beitrag zu einer theoretischen Pathologie. Zur Geistesgeschichte der sozialen Medizin und allgemeinen Krankheitslehre Virchows*, Stuttgart 1967, S. 224.

Das Besondere an dieser Habilitationsschrift ist, dass sie einen weiten ideengeschichtlichen Bogen schlägt: Vom Naturbegriff in der Wissenschaftsgeschichte des Abendlands, über das Verhältnis von Natur, Mensch und Gesellschaft in der frühen Neuzeit, den »Anbruch des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts« (Alexander von Humboldt) bis hin zu den Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medizin und dem »Einbruch des Sozialen in die Pathologie«. In diesem zuletzt genannten gleichnamigen Hauptkapitel analysierte Jacob die oft verkannte Position Virchows, die entschieden von der »Einheit des menschlichen Wesens« (Virchow) ausging. Es ist Jacobs großes Verdienst, dass er in Virchows Werk eine genuine medizinische Anthropologie entdeckte, welche Medizin als eine soziale Wissenschaft und die leiblichen und geistigen Erkrankungen des Volkes als »soziale Pathologie« begreift.

Bereits 1855 bedeutet für Virchow der lebende Organismus »ein freier Staat gleichberechtigter, wenn auch nicht gleich begabter Einzelwesen, der zusammenhält, weil die Einzelnen aufeinander angewiesen sind [...].«⁷³¹ Was das »Individuum im Großen«, sei »die Zelle im Kleinen«.⁷³² Virchows Rede vom »Zellenstaat« darf jedoch nicht im Sinne des Biologismus und Sozialdarwinismus, die sich Ende des 19. Jahrhunderts breitmachten, missverstanden werden. So wehrte er sich gegen die Position seines Schülers Ernst Haeckel, der Virchows Rede vom Zellenstaat nicht als eine Analogie oder Metapher begreifen wollte, sondern als wissenschaftliche Tatsache behauptete. Virchow misstraute dem Sozialdarwinismus, der ja nicht von der »Einzel-Existenz«⁷³³ (Zelle – Bürger) ausging, sondern von einem ethnisch definierten »Volkkörper«, der sich nach innen gegen (nicht nur rassistische) »Volksschädlinge« und nach außen gegen feindliche (und in der Regel »rassistisch

731 Zit. n. Wolfgang Eckart: Rudolf Virchows »Zellenstaat« zwischen Biologie und Soziallehre, in: *Geheimnisse der Gesundheit*, Frankfurt 1994, S. 239-353, hier: S. 244.

732 Zit. n. Wolfgang Eckart, a. a. O., S. 245.

733 Rudolf Virchow: *Gesammelte Abhandlungen auf dem Gebiete der öffentlichen Medizin und der Seuchenlehre*. 2. Bd. Berlin 1879, S. 99 f.

minderwertige«) Völker zu wehren hatte. Gegen solche Anschauungen war Virchow immun.

Doch was bedeutet Virchows Rede von der Medizin als sozialer Wissenschaft. Weder die einzelne Zelle auf der einen, noch die Gesellschaft oder der Staat auf der anderen Seite sind der springende Punkt, um den sich das menschliche Leben dreht, sondern es ist der lebendige Organismus des Individuums. Diese medizinische Anthropologie, wie sie Virchow systematisch begründet hat, wird heute weitgehend ignoriert. Die Frage nach Bedeutung und Aufgabe des *Individuums* für eine demokratische Gesellschaft hat scheinbar nichts mehr mit Medizin zu tun. Die Kunst der heutigen Gesundheitsökonomie oder evidenzbasierten und personalisierten Medizin besteht ja gerade darin, die am einzelnen Subjekt ausgerichtete medizinische Anthropologie mit statistischen Methoden zu überwinden. Virchows Begriff der Freiheit und die damit assoziierten Begriffe »Demokratie«, »Wohlstand« und »Humanität« sind heute so aktuell wie damals.

Jacobs Texte, nicht nur seine Habilitationsschrift, bestehen schätzungsweise zu zwei Dritteln aus direkten oder indirekten Zitaten mit genauen Quellenangaben. Dieses intensive Referieren zeigt sein Bemühen, sich in das Denken und die Erkenntnisse anderer Autoren sozusagen einzuleben. Nicht die eigenen Formulierungen zur Selbstdarstellung waren ihm wichtig, sondern die Sache selbst, deren er sich mit Hilfe anderer vergewissern wollte. Wahrscheinlich bin ich in diesem Punkte ein Jacob-Schüler. Andererseits zeichnen sich Jacobs Abhandlungen durch ihre systematische Gliederung aus, die immer dort, wo es dem Autor wichtig erscheint, von historischen Exkursen durchbrochen wird. In seinem Buch »Kranksein und Krankheit. Anthropologische Grundlagen einer Theorie der Medizin« (1978) geht er am Schluss auf eine Thematik ein, die auch mich immer wieder beschäftigt hat, nämlich: Selbstversuch, Selbstanalyse, Selbsttherapie: »Das Ärztliche der Nichtärzte ist Voraussetzung des Weges zu einer neuen Gesundheit. Die These lautet: »jeder Mensch ist ein Arzt gegenüber sich selbst, gegenüber seiner

mitmenschlichen Welt, und er ist ein Arzt der Kreatur«. »Jeder Mensch ist ein Arzt« – das will sagen: jeder Mensch verfügt über ein Mindestmaß an ärztlicher Begabung, ähnlich wie jeder Mensch über ein Minimum an musikalischem Talent verfügt.«⁷³⁴

Eine für mich lehrreiche Episode, die für meine Doktorarbeit wichtig werden sollte, stellte die vierwöchige Gruppenfamulatur dar, die ich zusammen mit gut einem Dutzend Kommilitonen (und Kommilitoninnen!) im Sommersemester 1970 während der vorlesungsfreien Zeit am Landeskrankenhaus Münster in Westfalen absolvierte. Es fiel in jene Zeit unmittelbar vor der Psychiatriereform, als die Missstände in den psychiatrischen Anstalten für öffentliche Debatten und zum Teil sozialen Sprengstoff sorgten. Die Leitung des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe hatte diese Gruppenfamulatur mit der Absicht ausgeschrieben, Medizinstudenten zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der psychiatrischen Krankenversorgung zu ermuntern. Sie sollten über ihre Erfahrungen Bericht erstatten. Ich brachte meine Beobachtungen zu Papier und integrierte sie später als vierten Hauptabschnitt in die vorliegende Dissertation. Sie geben ein ungeschminktes Bild jener Zustände *vor* der Psychiatriereform, die mit der Psychiatrie-Enquête von 1975 eingeleitet wurde.

Es gab unvergessliche Schlüsselerlebnisse für meine »Bewusstseinerweiterung«. Ich erinnere mich an eine eindrucksvolle Szene während einer Veranstaltung in einem großen, überfüllten Hörsaal, bei der es um die Zwangssterilisation im »Dritten Reich« ging. Wahrscheinlich war sie vom Heidelberger Arbeitskreis »Medizin und Verbrechen« der »Kritischen Universität« organisiert worden. Als ein Großordinarius der Inneren Medizin (es war der Internist Gotthard Schettler) erklärte, der Eingriff bei Männern sei doch medizinisch ziemlich harmlos, ergriff eine engagierte Teilnehmerin, die ich aus Jacobs Seminar schon kannte – nämlich Mechthilde Küttemeyer (1938-2016), die sich später zur namhaften Verfechterin einer psychosomatischen

734 Wolfgang Jacob: *Kranksein und Krankheit: anthropologische Grundlagen einer Theorie der Medizin*. Heidelberg 1978, S. 208.

Neurologie entwickelte –, das Wort und rief mit überaus lauter, zorniger Stimme: »Wenn das so harmlos ist, fordere ich Sie hiermit auf, sich doch selbst sterilisieren zu lassen!« Ich bewunderte ihren Mut.

Jacobs Seminare waren für mich, dem jungen Medizinstudenten, ein wirkliches Faszinosum. Ich spürte hier einen Widerstand gegen den Zeitgeist insbesondere in der Medizin, der sich nicht aus parteipolitischen Maximen oder gesellschaftskritischen Dogmen ableitete, sondern aus für mich schwer verständlichen Schriften und philosophischen Überlegungen schöpfte. Da war von Subjekt und Subjektivität die Rede, von Sinnesphysiologie, von Wahrnehmen und Bewegen, von Psychosomatik und Psychoanalyse. Namen fielen in der Runde, von denen ich praktisch noch nie etwas gehört hatte: Yrjö Reenpää, Maurice Merleau-Ponty, Edmund Husserl und viele andere. In Jacobs »Konventikel« herrschte nie Langeweile oder gar Gleichgültigkeit. Es war immer etwas los: Hitzige Debatten über bestimmte Begriffe, Autoren, Irrwege der naturwissenschaftlichen Medizin. Thesen wurde vorgetragen, leidenschaftliche Plädoyers gehalten. Heinrich Huebschmann mit seiner hohen eindringlichen Stimme wird mir immer in Erinnerung bleiben, der wie eine Sirene die Missstände der herrschenden Medizin anprangerte. Der Titel seines 1974 erschienenen Buches »Krankheit – ein Körperstreik« wir ihm wie auf den Leib geschnitten. Dieser kämpferische Mann symbolisierte in seinem Auftreten selbst den Streik.

Ich hatte bereits 1967 mit bei dem frisch gebackenen Privatdozenten Jacob erste Pläne zu einer Dissertation geschmiedet. Ich erinnere mich an wundervolle Gespräche unterm Dach der Pathologie, wo er sein Domizil hatte und mich zumeist mit rauchender Pfeife empfing. Er verkörperte das Gegenbild zu meinem eigenen Vater, der nur zwei Jahre älter war als er, als Landarzt jedoch an einer chronischen Hepatitis litt, deshalb keinen Alkohol trank, nicht rauchte und scheu und ziemlich gehemmt sein Leben verbrachte. Er hatte volle Sympathie für seinen Sohn, den er immer großzügig unterstützte, ohne sich je mit ihm offen und locker unterhalten zu können. Ganz anders der

Doktor-Vater: Der assoziierte gerne frei und schaute dem aufsteigenden Pfeifenrauch nach, als ob er einen Blick in den Himmel werfen würde. Die Gedanken rissen ihn manchmal mit und ich konnte nur staunen. Alles schien möglich bei ihm, und gerade das gefiel mir ungemein. Er war ja alles andere als ein Dogmatiker, der auf eine bestimmte Lehre fixiert war und etwa nur Weizsäcker hätte gelten lassen. Marx, Freud, Herbert Marcuse, Adorno, alles schien ihn zu interessieren. Und so verfasste ich meine Doktorarbeit ungehemmt, lustvoll und frei: »*Arbeit und Krankheit. Ein medizin-soziologischer Beitrag zur Problematik der Rehabilitation*«. Die Promotion wurde übrigens 1974 abgeschlossen, ein sehr schmerzloses Rigorosum erlebte ich bei Paul Christian. Als ich dann im Wintersemester 1968/69 an die TU München wechselte, besuchte ich weiterhin die Seminare von Wolfgang Jacob, der wie bereits erwähnt, dort einen Lehrauftrag hatte. Ich erinnere mich noch, wie ich damals über das gerade erschienene Buch von Klaus Dörner »*Bürger und Irre*« (1969) referierte, das die allgemeine Psychiatrie-Debatte, die auch in Jacobs Seminaren eine große Rolle spielte, ungemein beeinflusste. Als ich ihn zuletzt im Oktober 1993 zufällig auf einem Kongress in der Heidelberger Stadthalle traf, sagte er zu mir voller Anerkennung: »Sie haben es geschafft, was ich nie geschafft habe«. Er meinte den Ruf auf einen Lehrstuhl, der ihm versagt blieb.

In seinem Artikel »Viktor von Weizsäcker«, veröffentlicht 1991 in den »*Klassikern der Medizin*«, schrieb Wolfgang Jacob im letzten Absatz: »In unserer Zeit, in der das naturwissenschaftliche Denken und mit ihm die Technik, aber auch die objektivierende Psychologie das Menschsein und mit ihm das Kranksein zu überwuchern droht [...], in einer Zeit, da die ›Gegenseitigkeit des Lebens‹ zu einer Lebensnotwendigkeit geworden ist, und die Aufmerksamkeit mehr und mehr sich darauf richtet zu fragen: Wer ist der Mensch? In einer solchen Zeit kann auch der kranke Mensch nicht nur ein reines ›Objekt‹ der Medizin bleiben! Kranksein des Menschen ist selbst – wie Geburt und Tod – Lebensgestalt und Lebensgestaltung, Schicksalsgestalt und Schicksalsgestaltung menschlicher Existenz. Wir haben keinen Grund, von einer so immensen

Erweiterung des Weltbildes der Medizin uns abzuwenden, wie sie im Werk Viktor von Weizsäckers [...] sich darbietet.«⁷³⁵ Als sein ehemaliger Doktorand möchte ich hinzufügen: Er erweiterte durch seine Offenheit und Begeisterungsfähigkeit *mein* Weltbild über viele Jahre hinweg ungemein, ohne ihn wäre ich vermutlich dem Weizsäcker'schen Denken (und wahrscheinlich der Medizingeschichte) nie begegnet, und so war das, was ich damals in Heidelberg und später auch in München bei ihm gelernt habe, ein »Input« fürs ganze Leben. Diese späte Veröffentlichung meiner Dissertation sei dem Andenken meines Doktorvaters gewidmet.

735 Wolfgang Jacob: »Viktor von Weizsäcker«, in: Dietrich von Engelhardt und Fritz Hartmann (Hrsg.): *Klassiker der Medizin*. Bd. 2: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker. München 1991, S. 366–387, hier: S. 387.

Editorische Notiz

Die Originalfassung der Dissertation liegt in Maschinenschrift vor. Diese zeigt den Charme eines vor-digitalen Schriftbildes mit all seinen Unebenheiten und Unwuchten, die seinerzeit von einer manuellen Schreibmaschine erzeugt wurden.⁷³⁶ Zusätzliche Handarbeit war damals nötig, um etwa Graphiken und Seitenzahlen einzufügen, Schere und Uhu (der typische Geruch begleitete mich viele Jahre lang) kamen zum Einsatz, um korrigierte Passagen in den Text nachträglich einzufügen. Nur in einer einzigen öffentlichen Bibliothek ist ein Exemplar meiner Dissertation verzeichnet.⁷³⁷ Schon in den frühen 1980er Jahre – an den genauen Zeitpunkt kann ich mich nicht mehr erinnern – bemühte ich mich um eine Drucklegung meiner Dissertation. Ich bat einen namhaften Rehabilitationsmediziner, der meine Doktorarbeit kannte und wohlwollend beurteilt hatte, um Unterstützung des Vorhabens. Er teilte mir aber lapidar mit, dass diese nun »nicht mehr in die Landschaft« passe und deshalb nicht publiziert werden solle. Er meinte damit das neue politische Klima, das mit der »geistig-moralischen Wende« einherging, die sich der damals neu amtierende Bundeskanzler Helmut Kohl auf die Fahne geschrieben hatte. Heute würde man vom »Mainstream« sprechen, der sich geändert hatte und Funktionsträgern – vermeintlich oder real – einen entsprechenden Opportunismus abverlangte. (Dies war damals vermutlich nicht anders als heute.)

736 Ein Scan dieser Originalfassung ist online als PDF verfügbar: <https://schott.files.wordpress.com/2013/06/h.-schott-arbeit-und-krankheit-diss.-1974.pdf> (6.12.2020).

737 UB Heidelberg: Sign. 74 Q 781.

Die vorliegende Druckfassung stellt keine Neubearbeitung oder gar Neufassung meiner Dissertation dar, sondern reproduziert diese soweit als möglich originalgetreu. Auf Überarbeitungen, Ergänzungen, Aktualisierungen habe ich, abgesehen von einigen wenigen Anmerkungen, verzichtet. Somit ist sie als ein historisches Dokument zu lesen, das Zeugnis von der Auseinandersetzung des Autors mit seinem Gegenstand ablegt, in der sich zugleich der damalige Zeitgeist widerspiegelt. Diese Gemengelage sollte im vorstehenden »Rückblick nach einem halben Jahrhundert« beleuchtet werden. Auf eine inhaltliche Kommentierung meiner Dissertation habe ich verzichtet, obwohl ich nicht ausschließen möchte, mich noch einmal intensiver mit den angesprochenen Themenkreisen auseinanderzusetzen. Sie sind aus meiner Sicht nach wie vor aktuell: etwa der Arbeitsbegriff im Hinblick auf Marx und Freud, der Krankheitsbegriff im Hinblick auf Viktor von Weizsäcker und die Sozialmedizin sowie die Idee der Rehabilitation für die Arbeitswelt im 21. Jahrhunderts.

Ich habe die Schrift in ihrer ursprünglichen Gestaltung belassen, insbesondere was Gliederung, Fließtext und Anmerkungen, Zitierweise und Quellenangaben betrifft. Angesichts der Fülle der berücksichtigten Literatur war eine Überprüfung der Quellenangaben und Zitate nur stichprobenartig möglich. Offensichtliche Tippfehler und sprachliche Unstimmigkeiten wurden durchgehend korrigiert. Die Zitate selbst habe ich in ihrer ursprünglichen Form belassen, z. B. »ß« in »daß«. Von meiner damaligen Schreibweise habe ich »medizin-soziologisch« (mit Bindestrich), wie im Untertitel zu lesen, beibehalten. Die Endnoten habe ich der besseren Übersicht wegen in Fußnoten verwandelt. Die Integration der bibliografischen Angaben in die End- bzw. Fußnoten mit abgekürzten Rückverweisen (»a. a. O.« oder »ebd.«) wurde beibehalten. Auch die Gliederung mit ihrer komplexen Nummerierung – typisches Kennzeichen von Dissertationen – habe ich nicht verändert. Das Schriftbild ist geprägt von ausgiebigen Zitaten und Paraphrasierungen, die passagenweise eingerückt wurden. Auch dies habe ich grundsätzlich übernommen. Graphiken sowie Titelblatt und Lebenslauf habe ich als Faksimile in den Fließtext

eingefügt, sodass man einen Eindruck vom ursprünglichen Schriftbild gewinnen kann.

Bei der neuerlichen Durchsicht des Manuskripts ist mir aufgefallen, dass die gesamte Arbeit fast nur aus einer Aneinanderreihung von Zitaten (allerdings immer mit Quellenangabe) besteht, wobei sich direkte und indirekte in etwa die Waage halten. Sie werden einer ausdifferenzierten Gliederung zugeordnet, deren Dreh- und Angelpunkt das Spannungsfeld zwischen Gesellschaft und Individuum darstellt, in dem sich das Verhältnis von Arbeit und Krankheit bei der Rehabilitation offenbart. Meine Arbeitsweise ähnelte der Arbeit eines Schreibers in einem Skriptorium, der Abschriften von diversen Textfragmenten anfertigt und sie dann wie Puzzle-Teile zusammenfügt und nicht davor zurückscheut, diese gelegentlich zurechtzuschneiden, um sie passend zu machen. Dabei stand keine Metatheorie Pate, sondern vielmehr der eigene Geschmack, die Hingabe an die mir zur Verfügung stehenden Quellen, die ich umfassend im Originalton einbeziehen wollte. So mag das Ergebnis zwar den Eindruck eines Sammelsuriums machen, aber es dokumentiert meine gedankliche Welt vor 50 Jahren und wurde zur Grundlage meines Werdegangs als Medizinhistoriker.

Dankbar erinnere ich mich an Marga Fingerhut (etwas später heiratete sie und hieß nun Kellermann), eine hilfsbereite Sekretärin an der Universitätskinderklinik Heidelberg, die mein umfangreiches und manchmal schwer zu entzifferndes Manuskript mit Geduld und Liebe nach und nach auf ihrer Schreibmaschine, so gut es mit diesem mechanischen Gerät seinerzeit zu bewerkstelligen war, in Reinschrift übertrug. Sie lieferte die jeweilige Portion des getippten Manuskripts in unserer Heidelberger Wohnung in der Bergheimer Straße ab. Und nahm sogleich die nächste entgegen – bis die 323 Seiten getippt waren. Eine schöne Erinnerung an Goldene Zeiten in dieser wundervollen Stadt am Neckar, ganz ohne Internet, Notebook und Handy – fast so, wie sie damals von der jungen Schlagersängerin Peggy March besungen wurden:

»Memories of Heidelberg sind memories vom Glück ...«